

Wie der Sultan mit der IWC verbunden war

Als die IWC in der Mitte der 1970er-Jahre in der Krise steckte, überlebte sie unter anderem Dank der grosszügigen Bestellungen aus den Ölstaaten. Eine besondere Beziehung verband IWC-Verwaltungsrat Hannes Pantli mit dem kürzlich verstorbenen Sultan von Oman.

Dario Muffler

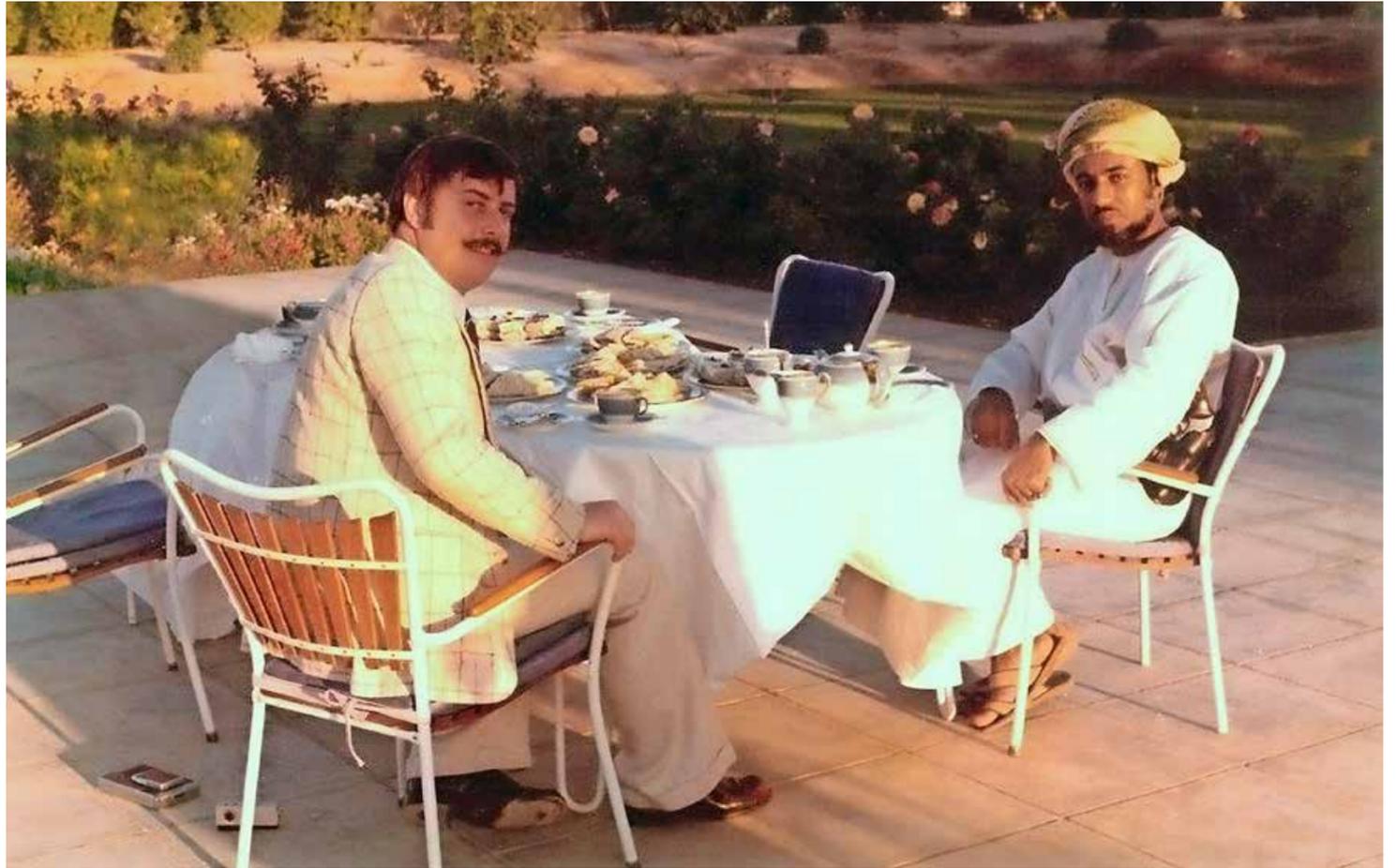
SCHAFFHAUSEN. Der am vergangenen Freitag verstorbene langjährige Herrscher Omans, Kabus bin Said, hatte seit Mitte der 1970er-Jahre eine Beziehung zu Schaffhausen und zu den Luxusuhren der IWC: Der Sultan trug Schaffhauser Uhren. Verwaltungsrat Hannes Pantli, damals noch im operativen Verkaufsgeschäft tätig, erzählt, wie er 1974 erstmals in den Staat im Osten der Arabischen Halbinsel reiste. «Der Sultan kannte IWC-Uhren von seinem Vater», so Pantli. Der Vater habe sie während seiner Regentschaft jeweils in einem Duty-free-Shop in der jemenitischen Hauptstadt Aden gekauft. «Als Sultan Kabus bin Said an der Macht war, erkundigte er sich dann nach der IWC», sagt Pantli.

Sultan Kabus bin Said war seit 1970 Alleinherrscher des Öl-Staats. Hingekommen war er durch einen gewaltfreien Putsch mithilfe des britischen Geheimdienstes und des Militärs. Sein Vater galt als sehr restriktiver Herrscher, der sein Land vor Fortschritt fernhalten wollte. Kabus bin Said, der seine Ausbildung in England genossen hatte, wollte das Land aber öffnen. Das habe er auch geschafft, sagt Pantli. Er ist des Lobes voll für den Sultan: «Es ist unglaublich, was er alles für sein Land getan hat.» Er sei ein weiser und vorausschauender Mann gewesen. Der Sultan sei aber auch sehr bestimmt gewesen. «Man wusste, wer der Chef ist», so Pantli. Nicht zuletzt an den Militärparaden zum Nationalfeiertag habe man das gesehen, wenn er mit einem Sturmgewehr eigenhändig Salutschüsse abfeuerte. «Die Leute verehrten ihn.» Pantli erinnert sich, dass sogar Lady Diana, die Gattin von Prinz Charles, bei einem Besuch vor dem Sultan niederkniete.

Vergoldete Uhr mit Staatswappen

Zum ersten Mal nach Oman reiste Pantli im Jahre 1974. «Damals gab es in Oman noch kein einziges Hotel», sagt er. Empfangen wurde er von einem Mitarbeiter des Palastes. Später lernte Pantli den Sultan doch noch persönlich kennen, führte mehrere Gespräche und trank Tee mit ihm. «Es gilt in Oman als grosse Ehre, wenn man den Sultan persönlich treffen darf», sagt Pantli.

Für den Machthaber und den Palast stellte die IWC mehrere spezielle Kollektionen her. Eine besondere Taschenuhr wurde zum 10-Jahr-Jubiläum der Herrschaft von Kabus bin Said gefertigt. Gerade einmal zehn Stück aus solidem Gold liess der Sultan anfertigen. Versehen waren die Uhren mit edelsteinernen Wappen des Sultanats – zwei gekreuzten Säbeln und einem Dolch dazwischen – sowie dem Umriss des Staats, der ebenfalls aus teuren Rubinen bestand. «Als ich dem Sultan diese Uhren übergab,



Hannes Pantli und Sultan Kabus bin Said beim gemeinsamen Tee in den 1970er-Jahren.

BILD ZVG

schenkte er mir eine», sagt Pantli. Andere Sondereditionen wurden etwa für Staatsgäste des Sultans gefertigt, erinnert sich Pantli. Beispielsweise für den König von Jordanien. Deshalb reiste der Schaffhauser während mehrerer Jahre zum Teil bis zu fünfmal jährlich nach Oman.

«Zum Glück wusste er nichts»

Die regelmässigen Uhrenlieferungen nach Oman waren es auch, die dazu beigetragen hatten, dass die IWC Mitte der 70er-Jahre nur knapp der Zahlungsunfähigkeit entkam. Die IWC war wie die gesamte Schweizer Uhrenindustrie nach einem Rekordjahr 1973 ins Unglück geschlittert: Billige Uhren mit einer neuen Technologie überschwemmten den Uhrenmarkt und der Goldpreis war zudem stark angestiegen. Die Folge davon war, dass die IWC ihre Belegschaft von rund 350 auf einen Tiefstand von 145 Mitarbeitenden reduzieren musste. «Das war eine sehr schwierige Zeit», sagt Pantli nachdenklich. Der Verwaltungsrat erinnert sich: «1976 sagte mir unser damali-



Von der Taschenuhr mit dem Wappen von Oman liess Sultan Kabus bin Said zehn Stück anfertigen.

ger Finanzchef Otto Heller, dass ich bis Ende Monat 100000 Franken auftreiben müsse, ansonsten die Platzbanken dem Unternehmen kein Geld mehr leihen würden.» So sei Pantli auf der Arabischen Halbinsel quasi von Palast zu Palast gereist, um die teuren Uhrenkollektionen zu verkaufen. «Die Uhren, die pro Stück zwar bis zu 450000 Franken gekostet hatten, haben uns zwar finanziell gerettet», sagt Pantli.

Ein Problem gab es aber gleichwohl noch. «Die geringen Stückzahlen haben unsere Produktion zu wenig ausgelastet.» So war Pantli als Verantwortlicher für Marketing und Vertrieb bemüht darum, die IWC-Uhren im Rahmen von Schmucksets mit Ringen und Colliers zu verkaufen – mit Erfolg, wie Pantli sagt und auch der Fortbestand der IWC zeigt. Erst dank der Zusammenarbeit mit Porschedesign, die 1978 vereinbart wurde, konnte die Produktion wieder stärker ausgelastet werden.

Als Retter der IWC könne man den Sultan von Oman aber nicht bezeichnen. «Zum Glück wusste er nicht, wie schlecht

es uns finanziell ging», sagt Pantli und lacht. Das wäre für den Sultan wohl ein Grund gewesen, die gute Zusammenarbeit («Er war immer zufrieden mit unseren Uhren») zu beenden. Neben Omans Palast seien auch die Scheichs von Katar finanzkräftige Einkäufer gewesen.

«Zweite Heimat»

Heute gehört der Palast von Oman zwar nicht mehr zu den kauffreudigsten Kunden der IWC. Die persönliche Verbindung zum Wüstenstaat aber ist geblieben. «Oman ist für mich fast zu einer zweiten Heimat geworden», sagt Pantli. Während Jahren verbrachte er mit seiner Familie die Sportferien dort. Auch letztes Jahr habe er das Land wieder besucht. «Es ist ein wunderschönes Land, das in den letzten 40 Jahren eine grossartige Entwicklung erlebt hat.» Den Sultan persönlich getroffen habe er vor etwa fünf Jahren – es sollte das letzte Mal gewesen sein. Sultan Kabus bin Said starb am vergangenen Freitag 79-jährig.

Fortsetzung von Seite 19

«Nichts zu verstecken, viel zu verlieren»

teien führen ja schon heute Buch über ihre Finanzen, oder?

Montanari: Die Parteien und Komitees müssten neu vor allen kantonalen und kommunalen Urnengängen ihre Globalbudgets mit allen Positionen bekannt geben. Also zum Beispiel auch bei einer Ersatzwahl in eine Schulbehörde, und selbst wenn es nicht mal Gegenkandidaten gibt. Das ist doch unnötige Bürokratie, und es schadet den Parteien, und zwar allen. Es ist so schon oft unattraktiv, ehrenamtlich Parteiarbeit zu leisten. Mit noch mehr Papierkram wird es noch unattraktiver und schwächt letztlich die Bereitschaft der Leute, sich politisch zu engagieren. Kommt dazu, dass die Parteien laut Initiative dann noch zur Rechenschaft gezogen werden müssten, wenn es Abweichungen gibt...

Lacher: Jetzt malst Du aber den Teufel and die Wand! In jeder Pfadi muss man ein Budget machen. In einer Partei so-

wieso, man muss ja eine Vorstellung davon haben, in welchem Umfang man eine Kampagne finanzieren will ...

Montanari: Also, wir haben das am Anfang meist nicht. Vielleicht ist das bei der SP anders, wo alles die Partei aus ihren Mitgliederbeiträgen bezahlt. Bei uns entwickelt sich dies je nach Umfang der Spenden, die im Verlauf des Abstimmungskampfs reinkommen, danach richtet sich, wie viele Inserate wir schalten können.

Herr Lacher, es bräuchte ja dann eine kantonale Stelle, die das alles kontrolliert und dann veröffentlicht. Das tönt schon nach einigem Aufwand...

Lacher: In jenen drei Kantonen, die bereits Transparenzregeln kennen, wurde das schlank umgesetzt. Bei jedem Paradigmenwechsel gibt es einen gewissen Mehraufwand, das ist so. Es wird mit einem öffentlich einsehbaren Register aber auch ein Mehrwert für den Bürger generiert.

Montanari: Ich frage mich schon, ob wir das Staatspersonal nicht gescheiter an einem Ort einsetzen sollten, wo es dem

Bürger wirklich etwas bringt, statt unnötig irgendwelche Abstimmungsbudgets von Parteien zu kontrollieren.

Sie haben Transparenzinitiativen in anderen Kantonen angesprochen. Die gehen meist weniger weit, kennen höhere Freibeträge bei Spenden oder Mindestgrenzen bei juristischen Personen. Ihre Version wollte ursprünglich sogar alle Kandidaten einer Partei von der Wahl ausschliessen, wenn diese Partei gegen die Offenlegungspflichten verstösst. Das musste dann gestrichen werden. Wieso haben sie die strikteste mögliche Gangart gewählt?

Lacher: Wir haben uns gesagt, wenn man es macht, dann richtig. Wir sind ein kleinerer Kanton, deshalb haben wir auch die Grenzbeträge tiefer angesetzt.

Montanari: Ganz offensichtlich ist eure Initiative ganz weit am linken Rand positioniert – selbst innerhalb der Juso! Es kommt ja noch schlimmer: Wenn eine Partei unabsichtlich etwas nicht deklariert, wenn etwas untergeht, sagen wir ein Ausgabenposten für Plakate, und es fällt in der Kontrolle auf, dann müsste der Kanton bei Annahme der Ini-

tiative gegen die Partei eine Busse aussprechen, bis zu 10'000 Franken sind vorgesehen.

Lacher: Nun ja, die Höhe der Busse ist ja noch nicht festgelegt. Das muss der Kantonsrat bei Annahme der Initiative erst noch in einem Gesetz festlegen.

Kritisiert wird, dass die Transparenzregeln schwer zu kontrollieren sind und einfach umgangen werden können. Was sagen Sie dazu?

Lacher: Bei vielen Gesetzen gibt es eine Möglichkeit, sie zu umgehen. Das heisst aber nicht, dass es sie nicht braucht. Ich wage zu behaupten, dass man erwarten kann, dass die Leute ehrlich sind und sich an geltende Gesetze halten. Sehen Sie, in der Schweiz spricht man lieber nicht übers Geld. Das kann zu Missständen führen. Zum Beispiel bei den Managerlöhnen: Es brauchte die Abzockerinitiative, damit man in den Griff bekam, was im Volk für Unmut gesorgt hat. Deshalb braucht es jetzt auch in der Politikfinanzierung mehr Transparenz.

Montanari: Es ist aber nicht so, dass alle, die jetzt dafür sein müssen, sich freuen

könnten. Auch die SP legt ja ihre Parteifinzen bekanntlich nicht offen.

Lacher: Das stimmt, da nehme ich meine Mutterpartei auch gar nicht in Schutz.

Montanari: Ich bin der Ansicht, in der freien Schweiz soll jeder mit seinem Geld machen dürfen, was er will – ohne sich rechtfertigen zu müssen. Es geht einfach niemanden etwas an, wie viel Geld ich in der Kirche in den Opferstock stecke, wie viel ich an welche Hilfswerke oder NGOs spende, oder wie viel ich der Juso oder dem Jungfreisinn gebe.

Lacher: Es geht aber nicht nur um puren Idealismus, sondern um den Versuch der Einflussnahme. Das sollen die Parteien jetzt offenlegen müssen und so Vertrauen schaffen.

Montanari: Am Schluss wird es einfach weniger Spenden geben, das kann ich jetzt schon sagen, und das kann nicht das Ziel sein. Eine Schwächung der Parteien schadet der Demokratie.

Meine Herren, danke für das Gespräch.